

denmission widerspiegeln. Hier geht es vielmehr darum zu zeigen, daß in der mit Jesus begonnenen Endzeit Heiden über Israel am Heil partizipieren können, wie es die Propheten verheißen haben (Völkerwallfahrt der Heiden in der messianischen Heilszeit).

Weil Schilling in seinem Buch Jesus so vor Augen führt, daß seine Botschaft für den Christen heute wieder an Anziehungskraft gewinnen kann, ist die Lektüre der leicht faßlich geschriebenen „Szenen aus dem Leben Jesu“ zu empfehlen.

H. Giesen

Liebe Maria, lieber Petrus! Briefe. Hrsg. v. Raul NIEMANN. Gütersloh 1987: Gütersloher Verlagshaus G. Mohn. 120 S., geb., DM 19,80.

Bei den Texten im vorliegenden Büchlein handelt es sich um fiktive Briefe an neutestamentliche Adressaten, wobei das Spektrum weit gefaßt ist: Maria, Joseph, Matthäus, Lukas, die Schwiegermutter des Petrus, Maria Magdalena, Petrus, Nikodemus, Martha, Judas und andere. Man denkt sofort an Johannes Paul I. und seine Briefe an Persönlichkeiten „Illustrissimi“. So breit gefächert wie die Adressaten sind aber in vorliegendem Buch auch die Briefschreiber: von Pinchas Lapide über Norbert Greinacher, Luise Rinser, Heinz Zahrnt bis Albrecht Schönherr, um nur einige bekanntere zu nennen. Zwei Beiträge entstammen anderen Werken: An Lukas von Albino Luciani aus seinem oben schon erwähnten Buch (auf deutsch: *Ihr Ergebener*) und an Judas von Roger Etchegaray aus seinem Buch „Wie der Esel zu Jerusalem“.

Eine einheitliche Beurteilung vorliegender theologischer „Briefliteratur“ ist schwierig; man müßte jeden Autor gesondert behandeln. Will man aber doch einen gemeinsamen Nenner versuchen, so wird man – mit einigen Ausnahmen – eine eher kirchenkritische Tendenz zu konstatieren haben: Bei Norbert Greinacher oder Astrid Albrecht-Heide besonders greifbar: gewisse Themen kehren bei etlichen Autoren immer wieder: die Frau in der Kirche, die feministische Theologie, die Amtskirche und dergleichen Reizthemen. Pinchas Lapide, als jüdischem Autor wird man noch am ehesten nachsehen, wenn er die Rolle des hl. Joseph in der Heilsgeschichte etwas anders sieht als christliche Theologie und Exegese, vor allem was seine Rolle als „Vater Jesu“ angeht. Aber auch hier ist es – selbst für einen fiktiven Brief – reichlich weit hergeholt, aus Josef einen jüdischen Freiheitskämpfer gegen die Römerherrschaft zu machen.

Mein Fazit: Ich habe dieses Buch gern gelesen: einerseits ist diese Briefgattung an sich schon interessant, die Adressaten und Briefschreiber sind es auch. Daß ich mich dennoch bei manchem dieser Briefe geärgert habe, weil der Autor der Versuchung nicht widerstehen konnte, Systemkritik zu treiben, der Briefstil fast schon nur wie ein willkommener Vorwand sich ausnimmt, mal wieder „loszulegen“ gegen die da oben in der Kirche, diesen Eindruck wird sicher mancher Leser mit mir teilen. Aber – dieser Eindruck ist nicht durchgängig, und manche Texte sind wirklich anregend geschrieben. Der kritische Leser möge also selbst zusehen und manches „gegen den Strich“ lesen.

R. Henseler

Glaube und Lehre

PELIKAN, Jaroslav: *Jesus Christus*. Erscheinungsbild und Wirkung in 2000 Jahren Kulturgeschichte. Zürich 1986: Benziger Verlag. 292 S., geb., DM 48,-.

Der Historiker und Theologe Jaroslav Pelikan, Professor für Geschichtswissenschaften an der Yale-Universität, legt hier eine Wirkungsgeschichte Jesu auf Kultur, Politik und Wirtschaft, auf das Gesamt der Gesellschaft über fast zwei Jahrtausende unserer westlichen Welt vor. Pelikan hat bereits eine Theologiegeschichte (dt. Die christliche Tradition) geschrieben, und er sieht in dem hier vorgelegten Werk die ergänzende Kulturgeschichte auf der Grundlage der Person und des Werkes Jesu Christi. Der Verf. schrieb hier eine Geschichte der Christusbilder, wie sie vom ersten bis zum zwanzigsten Jahrhundert von der jeweiligen historischen Situation her Gestalt angenommen, die aber auch ihrerseits die jeweiligen Epochen mitgeprägt haben. Das „Thema“ Jesus Christus ist für unsere Geschichte die wohl wichtigste Grundlage für die Kontinuität innerhalb des Wandels während der letzten beiden Jahrtausende.

Die Christusbilder späterer Jahrhunderte sind „oft beträchtlich diffuser als die der vorhergehenden, denn das zweite Jahrtausend der Geschichte ist die Zeit, in der das Ansehen des institutionalisierten Christentums in der westlichen Gesellschaft allmählich verfiel. Aber es war paradoxerweise auch eine Zeit, in der jenseits aller Grenzen der organisierten Kirche die Bedeutung von Jesus als Individuum wuchs und an Ansehen gewann“ (S. 17).

Für den Theologen ist dieses Buch ein vielfältiger Beweis dafür, daß es neben dem „Christusdogma“ auch immer das „Christusbild“ gegeben hat. Neben Darstellungen aus der Kunstgeschichte untersucht der Verf. auch immer wieder die Bedeutung literarischer Werke sowie politischer, sozialer und ökonomischer Ideen für das jeweilige Christusbild. Das Buch bietet nicht nur dem Theologen eine interessante, größtenteils sogar spannende Lektüre. K. Jockwig

BETZ, Georg: *Verehren wir den falschen Gott?* Einspruch gegen die Verharmlosung der Sache Jesu. Freiburg 1987: Christophorus-Verlag. 160 S., kt., DM 19,80.

„Better late than never“; es ist gut, daß es wieder einmal zur Sprache kommt, nämlich die Wiederentdeckung des Unterschiedes zwischen dem, was Absicht Jesu war und dem, was weithin in „christlichen“ Kreisen daraus geworden bzw. gemacht worden ist. Wem soll man denn die Verantwortung dafür zuschreiben? Der „Amtskirche“? Den Lehrern der Kirche? Den Predigern? Ist es bisher nur Vorrecht einzelner gewesen, die dann anständigerweise von ihren Zeitgenossen oder Nachfahren als Heilige verehrt worden sind, wobei die andern sich von solcher Nachahmung befreit glaubten mit der Begründung: das kann ich nicht, das ist lebensfremd, damit kann man nicht leben.

Der Verlust des Einflusses der Kirche und des Christentums ist ja wohl nicht erst eine Erscheinung der Gegenwart. Wann und bei wem ist im Laufe der Jahrhunderte das verwirklicht worden, was hier der Verfasser durch seinen Einspruch gegen die Verharmlosung der „Sache“ Jesu erreichen will? Der einzelne, der sich Christ nennt und nannte, die Gemeinschaft, die sich Gemeinschaft der Jünger Jesu, sprich Kirche, nennt und nannte, haben allen Grund anhand der Überlegungen des Verfassers eine Gewissensforschung anzustellen. Gerade die Orthodoxie hat Grund ihr „*mea culpa*“ zu sprechen, wenn sie berechtigte Kritiken gar nicht erst ernst nahm, sondern gleich mit dem Einsatz der Gewalt unbequeme Kritiker zum Schweigen brachte. Kaum war aus der Kirche der Märtyrer die Reichskirche geworden, verfolgt man im Namen der Rechtgläubigkeit jene, die sich nicht gleichschalten ließen. Und wie war es mit der Auseinandersetzung mit den Waldensern, mit den Reformatoren, mit den Sozialisten? Orthodoxie schön und gut; Orthopraxis hätte mehr erreicht.

So ist das vorliegende Buch angetan, zu helfen, daß der einzelne und die jeweilige Gemeinschaft – auch die Orden – ein wirkliches *aggiornamento* vollziehen, nicht so, daß nun alles kurz und klein geschlagen wird, sondern so, daß eine von der Liebe gefundene und immer erneuerte Ordnung den einzelnen und die Gemeinschaft trägt. E. Grunert

BÖRSIG-Hover, Lina: *Das personale Antlitz des Menschen*. Eine Untersuchung zum Personsbegriff bei Romano Guardini. Mainz 1987: Matthias-Grünewald-Verlag. 148 S., kt., DM 24,-.

So gut es ist, gegenüber allen Formen einer materialistischen Deutung des Menschen sein Personsein zu betonen, so notwendig ist es, dies Personsein vor drei Fehldeutungen und Fälschungen zu schützen.

Die Verfasserin faßt die Kritik Guardinis an manchen Deutungen der Person in drei Punkten zusammen:

1. Der Mensch ist nicht so autonom und so sich selbst genügend, wie ihn manche heute hinstellen.
2. Der Mensch darf nicht vergessen, wieviel er einer göttlichen Offenbarung verdankt, um wirklich Mensch zu sein. Ohne Offenbarung hätte der Mensch nicht die Werte gefunden, auf denen echte menschliche Kultur aufbaut.